

"Spuren sichern"

Sommer-Ausstellung des Depot K 2016

Vernissage Stefan Tolksdorf M.A. am 10.7.2015

"Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus..." -
nein, nicht in diesem Fall.

Jeder der sieben Künstlerinnen und Künstler mit ausländischer Herkunft, die diese dritte und letzte Ausstellung zum Themenkomplex : "Heimat - Fremde - Emigration Übergang - Begegnung" im Depot K. bestreiten ist längst angekommen, hat die Erfahrung der Fremde mit der einer bewährten Wahlheimat vertauscht, ist fest verwurzelt in Freiburg und seiner Umgebung.

"Spuren sichern", das kann hier nur bedeuten, sich seiner je eigenen Wurzeln bewusst zu sein, den eigenen künstlerischen Lebensweg zu integrieren ins schöpferische Jetzt und Hier - ohne Sentiment oder Verbitterung, ohne auch - wie Sie sehen - motivisch am Land seiner oder ihrer Herkunft zu haften.

An ihren Werken Spuren in die Ursprungsheimat fest zu machen, dürfte ein Ding der Unmöglichkeit sein. Am ehesten scheint dies noch bei den Keramiken von Aisaku Suzuki möglich,

die ihre japanischen Wurzeln weder leugnen können noch wollen. Die drei Charakteristiken dieser hochästhetischen Objekte sind auch typisch für die japanische Kunst insgesamt: Sparsame Raumnutzung, strenge Sinnlichkeit, Geometrie. Suzukis Thema ist der Ausgleich, das Gleichgewicht der Formkräfte - auch dies durchaus traditionell.

Man kann sich, oder besser ihn selber fragen, wie dieser stille Meister der Formkunst arbeiten würde, wäre er nicht 1969 nach Europa und zehn Jahre später nach Breisach übersiedelt.

Er würde wahrscheinlich sagen, dass er erst in der Entfernung von seiner Geburtsheimat seine ganz eigene Handschrift gefunden habe.

Seine erste abstrakte Skulptur aus Porzellan entstand im Österreichischen Gmunden, an einem See in den Bergen.

Erstmals eine Form, die weder brauchbar war, noch funktional.

Seit vielen Jahren steht nun im Zentrum seines Schaffens die abstrakte Skulptur:

Streng und gültig, doch von latenter Bewegung, einem inhärenten Kipp- und Knickmoment unterworfen, welchem die Form doch nie ganz nachgibt.

"Als ich noch in Japan lebte", so schreibt Suzuki,

"interessierte ich mich nur für die westliche Kultur. Sobald ich jedoch in Europa lebte, fing ich an, die westliche Kultur mit der japanischen zu vergleichen und somit wurde in mir das Interesse für meine eigene Kultur geweckt....Paradoxerweise bin ich nach Europa gekommen, um die japanische Kultur zu entdecken."

Kein unbekanntes Phänomen: Erst und gerade in der Fremde gewinnt das Überkommene, das Eigene, das Verlassene an Kontur.

Beinahe vier Jahrzehnte ist es her, dass Celso Martínez Naves, geboren in El Entrego, seine spanische Heimat verließ, um an der Kunstakademie Freiburg bei Peter Dreher zu studieren.

Dass er die Welt kennt, ist seinen Bildern anzusehen - ständig wechselnde Motive: Städte, menschenleere Orte, vorzugsweise des Nachts.

Mit Reise-Erinnerungen haben diese zeitgenössischen Veduten nichts zu tun, noch sind sie Ausweis prinzipieller Heimatlosigkeit.

Orte des Übergangs, vorzugsweise Flughäfen (die es in dieser Ausstellung ausnahmsweise nicht gibt), signalisieren den stetig wandernden, prinzipiell fluktuierenden Blick.

Das Faszinierende: Gerade die Drehscheiben der globalen Welt stehen in dieser Malerei still, entfalten den Eindruck einer fast kontemplativen Einsamkeit.

Das Persönliche, der individuelle, gefühlsbesetzte Blick scheint aus diesen Bildern verbannt, zugunsten eines neutral Registrierenden. Dabei sind sie durchaus stimmungsvoll, die Verlassenheit des Settings evoziert sogar mitunter etwas wie romantische Sehnsucht - doch nach was? Eo wiedererkennbar, ja déjà-vue-haft die Motive auch wirken mögen - die Spur bleibt unbestimmt.

Sie besitzt keine Richtung. Was wir erleben dürfen, ist stehende Gegenwart: "Nunc stans".

Immerhin setzt Naves neben Orten wie Brügge und Hamburg auch die spanische Hauptstadt ins Bild und das Freiburger Münster - quasi die Pole seiner Biographie.

Auch hier dominiert der feine, nüchtern konstatierende Strich persönliche Gefühlswerte. "Dies ist nur Malerei und nichts als das!" - will uns jedes dieser Bilder sagen, "auch wenn ihr unwillkürlich an Abbild denkt, an Foto und biographische Spur".

"Das ist tatsächlich Fotografie", scheinen uns Ari Nahors Lichtbilder zu sagen - und wir fragen verblüfft: "Tatsächlich?"

Der Anspruch als Fotograf so malerisch, besser so grafisch wie möglich zu sein, hat ihn nicht los gelassen, seit er mit seinem Freund und Mentor Heinrich Mutter die Freiburger Künstlerwerkstatt in der Mehlwage betreute.

Der Deutsch-Israeli lebt große Teile des Jahres in Tel-Aviv.

Seine Motive aber sind, so möchte man sagen, urdeutsch.

Oder ist dem ein oder anderen Anwesenden nicht bewusst, dass wir, zumindest in der Außenwahrnehmung noch immer ein Volk der Wälder und Bäume sind - erst recht in dieser Region.

Nahors Kamera streift die Fragmente der Landschaft quasi en passant, im fliegenden Vorübergehen - und weiß doch, neben der konkreten Mensch-Natur (eine andere gibt es bei uns nicht), spricht: Landschaft, die Bewegung einzufangen, die dem scheinbar fest Verwurzelten - der Baum als Innbild von Beständigkeit - grundsätzlich innewohnt.

Er beschert uns damit einen völlig neuen Blick auf das leidlich ausgereizte Sujet, indem er Räumlichkeit und Zeitlichkeit in seinen Bildern in Einklang bringt. Immer flüchtig. Hierin den erstarrten Veduten des Spaniers diametral entgegen gesetzt.

Und doch: wie schön im Vorüberfliegen und Vergehen.
Einige dieser herrlich fragilen Arbeiten erinnern eher an informelle Malerei und Grafik, denn an Landschaft.
Vielleicht auch dies eine Hommage an Heinrich Mutter.

Bleiben wir bei der Fotografie:

Die Georgierin Veka Shakulashvili liebt das Theater.
Ihre Freundin Maja beweist in dieser mehrteiligen Foto-Collage erstaunliche Verwandlungsfähigkeit: Die unterschiedlichsten Frauentypen und -Temperamente, extreme Gefühlslagen stellt sie dar. Unberechenbar schrill sind sie alle.
Keine Spur führt zurück zu den Anfängen als Grafikerin an der Kunstakademie Tiflis. Eher schon zu der einstigen Trickfilmerin.
Etwas filmisches, ja cartoonhaft Burleskes wohnt dieser Foto-Serie inne.
Die beinahe märchenhaft-schaurige, Natur-Wesen-hafte Protagonistin steht im Kontrast zu den Mechanismen akustischer Informationstechnologie, welche die verschiedenen Frauen-Typen zu verknüpfen scheint.
Absurdes Theater und Happening kommen in den Sinn.
Ja man wünscht sich förmlich, die Verlebendigung der Bilder in einer davor ablaufenden Live-Performance zu erleben.
Begnügen wir uns mit den Film-Stills. Es geht, ganz offenbar, um die Absurditäten globaler Kommunikation.
Die Feststellung, dass uns das weltumspannende Parlieren dem prinzipiell Fremden des akustischen Gegenübers nicht unbedingt näher bringt.
Das globale Dorf versinkt mitunter im universellen Gequassel.
Das betrifft natürlich und zuvorderst auch das Internet.
In den zahllosen Chats spricht man oft nur mit sich selbst.
Die moderne Variante des Narzissmus - umgemünzt in spielerische Kreativität.

Um Kommunikation geht es gleichermassen bei Gesa Samsonitse, auch er Georgier, 1965 in Tiflis geboren und ein Kommilitone von Veka Shakulashvili.

Sucht man auf seiner abstrakt-gegenständlichen Malerei nach Spuren ins Gestern, so könnte man am ehesten bei seinen Bildhintergründen fündig werden: Lamellenartige Streifen, ornamentale Kringel definieren und begrenzen den Raum.

Samsonitse begann eben nicht mit der Figuration.

1994 kam er nach Freiburg. Zehn Jahre später, fing er an, Abstraktes und Figuratives zu verbinden.

Ein markantes Beispiel sehen Sie hier.

Um was für eine Situation aber handelt es sich?

Zwei Frauen sitzen sich eng gegenüber, halten dauernden Blickkontakt. Wer Derartiges schon einmal versucht hat, vielleicht als Kind, der weiss, dass es sich schwerlich über längere Zeit durchhalten lässt.

Irgend jemand blinzelt oder lacht immer.

Doch ist dies mehr als ein Spiel.

Malerei sicher, und zwar keine schlechte, aber es steckt wohl doch mehr dahinter:

Etwa die Vision einer gelungenen nonverbalen Kommunikation?

Ein Rekurs auf Habermas, Telepathie oder wortfreie Sympathie?

Allemaal ein Gegenentwurf zum leicht hysterischen Sprachgestus seiner Landsmännin (was für ein Wort!)

Schweigendes Einverständnis, und das bei so augenfälliger Verschiedenheit. Die Dame links in biederer Tracht, ihr Gegenüber tätowiert, im Outfit der Großstadt-Squaw.

Allemaal eine Nonkonformistin.

Selbstbegegnung als Fremdbegegnung? Das Annehmen der anderen Seite? Von Schatten ist hier nicht die Rede, eher von gegenseitigem Gewinn.

Die latente Spannung eines Geheimnisses liegt gleichermassen über Bild und Zeichnung.

Spurensuche nach der je eigenen Identität - die allein in der Begegnung, in der Konfrontation mit dem anderen und dessen Akzeptanz sich klärt. Ein Votum zudem (und vor allem) für die Stille.

Bei Elisabeth Bereznicki reden die Dinge:

bunt, hell, schrill - aber nicht ohne Verlangen nach Kongruenz.

Die Ästhetik des Inkommensurablen sucht die Künstlerin aus Warschau, die durchaus im Sinne der Surrealisten in ihrer Serie "Hybride Welten" über die übliche Erscheinungsform der Gebrauchsobjekte hinaus geht - in eine "Über-Wirklichkeit".

Es scheint sich um obskure Wahlverwandtschaften zu handeln, denn eine schlüssige Systematik wohnt ihren Zusammenballungen nicht inne. Allein Form und Farbe entscheiden über ihren Platz im Amalgam. Wobei kein Ding die Form verliert.

Handelt es sich etwa um Verworfenes, um Restposten der Konsumgesellschaft? Gar Platzhalter des Menschen?

Egal, was zählt ist einzig die stimmige Komposition.

Auch bei der leuchtenden Lampen-Assemblage im Vordergrund.

Keineswegs Vorbild für die gemalten Bilder.

Vielmehr werden sie zunächst am Computer oder am Küchentisch Puzzle-gleich aus Einzelteilen "gepatcht".

Aus dem Funktionszusammenhang gelöste, erlöste Dinge haben ihre je eigene Ästhetik - das ist nicht neu. Nach welchen Gesetzen sich das Disparate aber zum ästhetischen Gewinn neu formiert - darüber lohnt sich nachzudenken.

Nun aber zu Irina Lozinskaia. Die 1972 in Sankt Petersburg, damals noch Leningrad, Geborene wurde von unter anderem von Professor Stelzmann an der Berliner Akademie ausgebildet.

Aus dieser Zeit, Anfang der '0er-Jahre`, stammt dieses dunkeltonige Bild. Es ist durchdrungen von einer versteckten Dramatik, die an Bühnenkunst denken lässt, auch an die möglichen Ängste der Ausländerin im Dickicht der City.

In Freiburg, so scheint es, hat sich ihr Pinsel beruhigt, die Palette aufgehellt: Vier Jahreszeitenbilder aus Schwarzwald und Rheinebene zeigen nicht nur ihre Liebe zur Natur, sondern auch die Tendenz zur peinture pure. Das Motiv ist für sie, wie für Elisabeth Bereznicki, offenbar nur Anlass. Mittel zur Verwurzelung? Einer behutsame Anverwandlung? Vielleicht. Nichts Zwingendes jedenfalls, von Schwarzwald-Heimatkunst Lichtjahre entfernt

Hätte das Schicksal sie an einen anderen Ort verschlagen, sagt die Malerin, gäbe es eben auch andere Motive.

Was nicht heißt, dass sie sich am Schwarzwaldrand nicht wohl fühlt. Sehr sogar, bisweilen.

Man kann nun spekulieren, ob hinter dem Bekannten nicht noch das Bild der Fremde aufschimmert, ein Rest von Fremdheit übrig bleibt. Auch wohin ihre künstlerischen Spuren führen.

Gewiss nicht nur zurück in den russischen Realismus.

Man darf sich aber - neben den so unterschiedlichen Werken - auch an der Tatsache erfreuen, dass sich die 7 Künstler(innen) in dieser Stadt so weit angekommen fühlen, dass sie gern bleiben.

Einstweilen jedenfalls.

Täten sie es nicht - wir würden es bedauern!